

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Wir bemerkten von dieser Zeit an eine große Ruhelosigkeit an Josua. Er schien das Dede und Beschränkte seines Lebens in einem so kleinen Orte wie Trevalga zu fühlen, wo der Mensch hart arbeiten muß, um Leib und Seele zusammen zu halten und selbst bei äußerster Anstrengung aller Kräfte es besten Falls zu einem noch recht erbärmlichen Leben bringt; wo ein strebender Geist keine Unterstützung findet, und nicht vorwärts kommen kann, außer durch sein eigenes Denken. An einem solchen Ort war für einen jungen, energischen Mann Nichts zu thun. Keine Vorträge, kein Arbeiter-Institut^{*)}, keine Bibliothek — nur einige wenige Bücher, die Einem hie und da zufällig geliehen wurden. Und keine größere Stadt in der Nähe. Das war freilich unerträglich. Zum Glück eröffnete sich Josua um diese Zeit eine günstige Aussicht; es wurde ihm das Anerbieten gemacht, nach London zu gehen, und als Zimmermann in ein größeres Geschäft in der City einzutreten. Er nahm an und verschaffte auch mir einen Platz neben sich, damit ich mit ihm vereint bleiben könnte. Wir waren wie Brüder, er der ältere und bessere, der Führer, ich der jüngere, der Geführte. Wir scheuten uns nicht vor der Arbeit und, das will ich gleich hinzusetzen, nicht vor unserer Arbeit. Wir waren so geschickt in unserm Handwerk, wie man es in einem kleinen Ort werden kann; wir hatten es uns zur Pflicht und Ehrensache gemacht, daß wir den Leuten nie Gelegenheit geben wollten, uns für geschwägige, phrasenliebende Müßiggänger zu erklären, welche die Bibel in die Hand nehmen, weil sie mit Hobel und Säge nicht umzugehen wissen.

Einige Tage bevor Josua ging, traf es sich, daß grade, als er die väterliche Werkstatt verließ, Herr Grand mit seinem erst kürzlich gekauften neuen Pferdegespann und Phaeton^{**)} vorbeifuhr. „Nun, Josua, wie geht es dir,“ sagte der Pfarrer, indem

er anhielt. Ich glaube, er war zu Hause ein ganz guter Mann, er eignete sich aber nicht zu einem Geistlichen, wenigstens nicht an einem Orte wie Trevalga. Er hätte unzweifelhaft einen trefflichen Garde-Offizier abgegeben, und auch als Großwürdenträger der Kirche, an einem Bischofsstuhle^{*)}, wo er mit den Armen Nichts zu thun gehabt hätte, sicherlich allen Anforderungen entsprochen. Aber unter einer Masse halbverhungertes, unbezogener Geschöpfe, wie man sie in einem Küstenweiler in Cornwallis findet, war er schlimmer als überflüssig. Er hatte keine Liebe zu den Armen und kein Mitgefühl für sie, er nannte sie immer „das gemeine Volk“ und sprach so verächtlich von ihnen, als wenn sie Wesen anderer und niederer Art wären. Ich bin überzeugt, er glaubte, daß wir Seelen untergeordneter Qualität hätten; und ich weiß bestimmt, daß er die Gleichheit nach dem Tode leugnete und sich dabei auf das Bibelwort: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ berief.

Er stammte aus „guter Familie“ und seine Frau war die Tochter eines Bischofs; er selbst war reich und trachtete darnach, einst selbst Dekan oder Bischof zu werden. So war Trevalga für ihn nur ein vorübergehender Aufenthaltsort, wo er eben die Zeit verbrachte, so gut es ging, bis er einen Weg zu einer besseren Stellung sah; und er hatte für gar Niemand an diesem Orte ein wirkliches, warmes Interesse. Nichtsdestoweniger hielt er an, als er Josua sah, frug ihn, wie es ihm gehe und sagte dann: „Warum warst du das letzte mal nicht in der Kirche?“ Als ob Josua ein regelmäßiger Kirchengänger gewesen wäre, und nur das letzte mal gefehlt hätte. Dies war seine Art. Er wußte nie Etwas von seiner Gemeinde. Die Leute dachten deshalb, er halte sich zu gut für sie, und es sei ihm ganz gleichgültig, was das arme, unglückliche Volk treibe. Es sollte mir leid thun, wenn ich ihn falsch beurtheile.

„Sie wissen, mein Herr,“ erwiderte Josua, „ich gehe nicht in die Kirche.“

^{*)} Mechanic's Institute — Fortbildungsanstalt für Arbeiter (unseren Arbeiter-Bildungsvereine ziemlich genau entsprechend) mit Unterrichtsstunden, Vorträgen, Bibliotheken u. s. w.

^{**)} Ein leichter Vergnügungswagen.

^{*)} Die durchaus aristokratisch organisirte englische Staatskirche hat einen Erzbischof und Bischöfe.

„Nicht? Dann hast du dich wohl der Kapelle*) angeschlossen? Ist das dein letzter Einfall, Josua?“

„Nein, Herr, weder der Kirche noch der Kapelle,“ war Josua's Antwort.

„Was, ein neues Licht auf deine eigene Rechnung?“ und er lachte spöttisch.

„Nein, Herr, ich bin nur ein Sucher.“

„Die alten Wege sind nicht gut genug für dich? Das Licht, das der Welt achtzehnhundert und mehr Jahre gelehrt, ist nicht gut genug für einen ungewaschenen cornischen Dorfjungen, der an der Hobelbank arbeitet und nicht fähig ist, drei zusammenhängende Worte in richtigem Englisch zu sprechen?“

„Für mein Gewissen bin ich Gott verantwortlich,“ sagte Josua.

„Und dein von Gott und dem Staat berufener Geistlicher, der dein Führer sein soll — gilt er dir für nichts? Hat er keine Autorität in seiner eigenen Gemeinde?“ rief Herr Grand roth werdend. „Hast du niemals eingesehen, mein Bursche, daß du mit dem, was du deine eigenen Gedanken nennst, den göttlichen Anordnungen und den menschlichen Gesetzen grade ins Gesicht schlägst, und daß du den Kirchenfrieden störst, und obendrein dich des Ansehens und der Auflehnung gegen deine Obrigkeit schuldig machst?“

„Hören Sie mich genauer an,“ mein Herr, sagte Josua mit Ernst, aber durchaus respektvoll; „ich will offen reden; ich habe nicht die entfernteste Absicht, zu beleidigen, aber das Herz brennt mir in der Brust und ich muß mich aussprechen. Ich erkenne Ihren göttlichen Beruf nicht an; ich leugne, daß Gott Sie zum Seelsorger bestimmt hat. Unsere Kirche ist nur die alte Priesterschaft, wie sie in den Tagen des Herrn war: der Blinde führt den Blinden. Es befinden sich unter Ihnen recht gute und liebevolle Herren, aber sie sind nicht Christen im Geiste Christi. Ich sehe keine Opfer, die der Welt gebracht werden, keine Brüderschaft mit den Armen.“

„Den Armen!“ unterbrach ihn Herr Grand verächtlich. „Was verlangst du, Gelbschnabel? Die Armen haben die Landesgesetze, die ihnen Schutz gewähren, und das Evangelium, das ihnen zu ihrer Erlösung gepredigt wird.“

„Ja. Und was heißt, das Evangelium predigen? Zweimal am Sonntag Gottesdienst abhalten, Trauungen und Beerdigungen vornehmen und dergleichen mehr, wenn Sie dazu aufgefordert werden; — das nennen Sie: das Evangelium predigen; damit entlasten Sie Ihr Gewissen von allen anderen Pflichten, und glauben, Sie haben genug gethan. Sie scheinen nie daran zu denken, daß, wenn Christus das Evangelium den Armen predigte, er es that, um sie den Reichen gleich zu stellen. Die Armen von heute sind die Ausfägigen des Evangeliums, und welcher der christlichen Herren Prediger gestellt sich zu ihnen? Welcher Geistliche stellt den Menschen über den zufälligen Rang im Leben? Welcher Geistliche achtet den Menschen im Menschen?“

„Jetzt haben wir's!“ rief Herr Grand. „Ich wußte, daß ich endlich die geheime Triebfeder berühren würde. Du würdest es wohl gerne sehen, wenn wir mit euch als Unserergleichen verkehrten? Nicht wahr, das ist es, Josua? Vornehme Leute und Plebs — Alles ohne Unterschied durcheinander geworfen. Ihr fahrt in unsern Kutschen und heirathet unsere Töchter!“

Er hatte sein kleines, sechsjähriges Mädchen in seinem Phaeton bei sich, ein hübsches, nettes Kind, das gewöhnlich in blauem Sammet ging, mit einer weißen Feder auf dem Hut.

„Grade das ist es, mein Herr. Sie sind vornehme Leute, wie Sie sagen, aber keine Nachfolger Christi. Wenn Sie es wären, würden Sie keine Kutschen zum Spazierenfahren haben, und Ihre Töchter wären, was Martha und Maria, Lydia und Dorcas waren, nicht Damen von Stand, sondern Frauen, die kein anderes Ziel haben, als Gott und den Heiligen zu dienen, und keine andere Würde, keinen anderen Adel kennen, als Herzensreinheit und gute Handlungen.“

„Ah, du bist Sozialist?“ sagte Herr Grand, seinen spöttischen Ton beibehaltend. „Etwas Sozialismus, etwas Radikalismus,

etwas Methodismus*) und eine tüchtige Portion von Selbstvertrauen, das scheint mir so ungefähr der Standpunkt zu sein, auf dem ihr steht.“

„Ich will keinen „ismus“ irgendwelcher Art,“ sagte Josua. „Nur die Wahrheit in Christo.“

„Soll ich dir sagen, was dir das Heilsamste wäre?“ sagte Herr Grand mit erzwungener Ruhe.

„Nun, was?“ frug Josua eifrig.

„Diese Peitsche um deine Ohren! — und bei Gott, wäre ich nicht Geistlicher, ich würde sie an dir probiren!“ rief Herr Grand, indem er sich halb von seinem Sitz erhob.

Niemals hatte man Josua in Zorn gesehen; sein Gemüth war sprüchwörtlich sanft und seine Selbstbeherrschung bewundernswerth. Diesmal verlor er aber seine Selbstbeherrschung. Es war weniger die ihm zugefügte Beleidigung, — diese würde er ruhig hingenommen haben, es war vielmehr das Gefühl, daß das Heiligste in ihm verletzt worden war, was ihn in Zorn versetzte, in einen Zorn, so heftig und plötzlich, daß der Geistliche verdutzt zurückfuhr.

„Gott möge dich zerschmettern, du übertünchtes Grab!“ rief er mit Leidenschaft. „Ist dies deine gerühmte Seelsorgerschaft? Ist dies deine gelehrte, wissenschaftliche Lösung der Schwierigkeiten? — Dies deine väterliche Führung der Herde? „Ernähre meine Schafe!“ — Womit? — Mit Steinen statt mit Brod, — mit Beleidigungen statt mit Aufrichtigkeit, — mit vornehmer, hochmüthiger Verachtung für die Gedanken des armen Handwerkers, — mit aristokratischem Klassendünkel zur Beschwichtigung ernstest Gewissensstempel; — o, wahrhaftig, Christus muß noch einmal kommen, das Werk wiederaufrichten, welches ihr Priester mit euern Kirchen zerstört und verdorben habt, und euch eurer schmachvoll mißbrauchten Macht entkleiden. Sie, Herr Grand, sind ein vornehmer Herr, und ich bin nur eines armen Zimmermanns Sohn; aber ich stehe Ihnen jetzt gegenüber Mann gegen Mann — Mensch gegen Mensch, und ich stoße Sie von mir mit einer tieferen und feierlicheren Verachtung, als Sie mich von sich gestoßen haben.“ Bei diesen Worten erhob er seine Hand mit leidenschaftlicher Heerde, drehte sich dann um und ging in das Haus; Herr Grand aber fuhr davon, jetzt mehr noch ihm gram, als er es vorher gewesen — was wohl natürlich war, obgleich er die Züchtigung reichlich verdient hatte.

Dies war eine der Geschichten, die zu Josua's Nachtheil verbreitet wurden. Einige sagten, er habe den Geistlichen geschlagen, — Andere, er sei über die Maßen frech und unverschämt gewesen; man machte aus Josua eine Vogelschenke für andere junge Leute; und wenn sich Einer herausnahm, selbständig zu denken, so pflegte man ihm zu sagen: „Du wirst so schlecht werden, wie Josua gegen Herrn Pfarrer Grand war.“ Ich selbst habe diesen Ausspruch wiederholt gehört. Nun, ich habe den Vorgang erzählt, grade so, wie er sich zutrug; und ich lasse meine Leser selbst entscheiden, ob Josua so sehr zu tadeln war, wenn man alle Umstände bedenkt. So viel steht fest, daß er selbst niemals überzeugt werden konnte, Unrecht gethan zu haben, und ebenso wenig auch ich.

„Nein,“ pflegte er zu sagen, „gewisse Arten des Zorns sind berechtigt, und jener gehörte dazu.“

Herr Grand aber ließ Josua's Vater, den alten Davidsohn, für den Sohn büßen; er entzog ihm seine Kundschaft und that ihm in der Umgegend so viel Schaben, wie das ungünstige Urtheil eines vornehmen, einflußreichen Mannes einem Handwerker verursachen kann. Es war recht schlimm für den alten Mann. Es wurde grade ein Schulhaus gebaut und die Dorfkirche ausgebessert; und Davidsohn, als der beste Zimmermann weit und breit, würde gewiß die Arbeit bekommen haben. Allein Herr Grand wirkte entgegen, und als ich mir eines Tages Muth faßte und bei ihm für Davidsohn eintrat, erhielt ich zur Antwort, ich möge mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern und nicht um Dinge, die mich Nichts angingen. Und zum Schluß — vermuthlich in herablassender Berücksichtigung meiner Bibelgläubig-

*) Die Methodisten, eine den Quäkern verwandte, sehr auf Frömmigkeit haltende Sekte.

*) Das heißt: den Dissentern; einer religiösen Gemeinschaft von nicht zur Staatskirche Gehörigen. S. die Note zu Kap. 2.

keit — erklärte mir Herr Grand, daß ich einsehen müßte, er sei nach dem Befehle Gottes gerechtfertigt. Als ich ihn ungestüm, ja vielleicht etwas grob aufforderte, mir dies zu beweisen — denn ich war nur ein unerzogener Handwerker und er ein wissenschaftlich gebildeter Mann — lachte er mich aus: „er streite nicht mit Zimmergesellen“; und als ich dies nicht ruhig einsteckte,

wies er mich aus dem Hause, bemerkend, ich sei ein ebenso verdorbener Bursche wie mein Freund. Worauf ich, im Weggehen, erwiderte, daß ich glaube, die Verdorbenheit sei nicht in Josua. — So endete diese Begegnung; statt zu nützen, hatte sie das Uebel nur verschlimmert.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Büchner.

II.

So wurde die erste Hälfte des Jahres 1834 zu einem der bedeutungsvollsten Zeitabschnitte in Büchner's Leben. Es war zu derselben Zeit, wo ein neues, geistiges Leben das gebildete Deutschland zu durchzucken begann; wo Wienburg das „Junge Deutschland“ stiftete (zu dem Büchner später in nähere Beziehung gebracht wurde), und wo durch eine Revolution der Geister eine neue Ordnung in die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse von Europa eingeführt werden sollte. Während man in Deutschland „die Emanzipation des Fleisches“ predigte, versuchten die praktischeren Republikaner Frankreichs einen Aufstand in Paris (13. April 1834), der blutig niedergeschlagen wurde. Diese Dinge konnten nicht ohne die stärkste Rückwirkung auf die Geister, und namentlich auf die studirende Jugend Deutschlands bleiben, um so mehr, als man damals noch gewöhnt war, die Universitäten als den Angelpunkt anzusehen, um den sich das geistige Leben der Nation drehen sollte; und da nun alle Wege zu einer öffentlichen Diskussion und Behandlung des politischen und sozialen Fortschritts verschlossen waren, so ergoß sich die Bewegung in die unterirdischen Gänge. Wir theilen einen Brief Büchner's aus damaliger Zeit mit. Er schrieb im Februar 1834 aus Gießen:

„..... Ich verachte Niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in Niemandes Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umstände wohl Alle gleich würden, und weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite unsers geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dies, eine Rohheit, die man Einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist. Ich kann Jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deshalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Dinge; für ihre Existenz kann ich nichts, es kann mir aber Niemand wehren, Alles, was existirt, bei seinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm ist, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, ist eine Grausamkeit, ihn aber zu suchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlassen. Daher erklärt sich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte Keinen und sparte mir viel Langeweile; halten sie mich für hochmüthig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem Andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal theile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr produziert und sie duzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die im Besten einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines

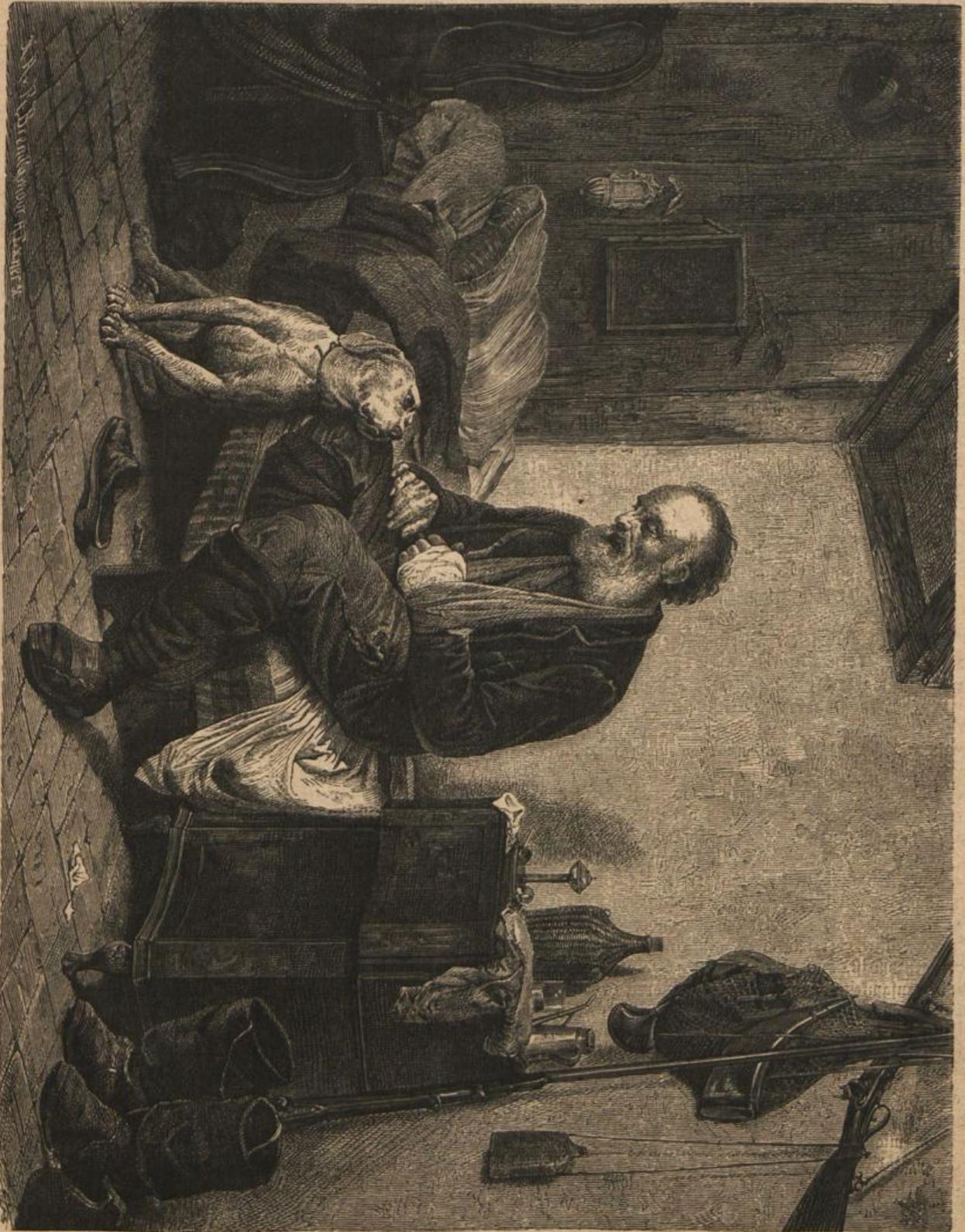
totten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristokratismus ist die schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen; gegen ihn kehre ich seine eigenen Waffen: Hochmüth gegen Hochmüth, Spott gegen Spott. — Ihr würdet euch besser bei meinem Stiefelpuger nach mir umsehen; mein Hochmüth und meine Verachtung Geistesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr bestes Objekt. Ich bitte, fragt ihn einmal. . . . Die Lächerlichkeit des Herablassens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich Leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte gesagt habe. . . .“

Im Jahre 1834 hatte man auch die in Folge der Frankfurter Vorfälle Verhafteten wieder freigegeben, und dieselben nahmen sogleich den lebhaftesten Antheil an den nun folgenden Bestrebungen. — Wie bereits angedeutet worden, wollte man jetzt auf die Masse der Bevölkerung wirken, und suchte diesen Zweck durch mündliche Propaganda, namentlich aber durch Flugblätter und Flugschriften zu erreichen. Weidig stand in Oberhessen an der Spitze und betrieb seine Agitationen in Verbindung mit dem in Frankfurt am Main existirenden „Männerbund“, der mit der Schweiz und Frankreich Verbindungen hatte und ebenfalls revolutionäre Schriften verbreitete. Beide Hessen, Württemberg und Baden waren unter den süddeutschen Staaten am stärksten betheiligte. — In Gießen sah das Jahr 1834 zwei geheime Gesellschaften entstehen, eine Burschenschaft und eine andere rein politische, an der Studenten und Bürger Theil nahmen, und die sich namentlich das Verbreiten von Flugschriften zum Zwecke gesetzt hatte. Diese Verbindung wurde hauptsächlich durch Büchner gestiftet und erhielt von ihm den Namen „Gesellschaft der Menschenrechte“. Unter ihren Haupttheilnehmern nennen wir: Klemm, Winnigerode, A. Beder, Trapp, Schütz und Andere. — Der großherzogl. hessische Criminalrichter Köllner erzählt (in seiner „Altenmäßigen Darlegung des Prozesses gegen zc. Weidig zc.“, Darmstadt 1844) über die Entstehung jener Gesellschaft: „Die Ansichten und Grundsätze, welche Büchner während eines zweijährigen Aufenthalts zu Straßburg angenommen zu haben scheint, erfreuten sich des Beifalls der Andern und veranlaßten deren Zusammentreten in jene Verbindung, welche sich zum Zwecke setzte, Flugschriften zu verbreiten und Gleichgesinnte an andern Orten zu ähnlichen Vereinen zu bestimmen. Die Mitglieder hatten bei Einzelnen von ihnen Zusammenkünfte, in welchen über den politischen Zustand Deutschlands, über die Mittel zu dessen Veränderung, über den nächsten Zweck einer Revolution, sodann im Speziellen über die eigne Thätigkeit und über die Ausdehnung der Gesellschaft gesprochen wurde, welche eine Zeitlang auch den ihr von Büchner beigelegten Namen „Gesellschaft der Menschenrechte“ führte, sowie sich Schütz auch mit dem Entwurf einer Constitution für sie beschäftigt haben soll.“ — Die Idee, die Gesellschaft, abweichend von den andern, eine „Gesellschaft der Menschenrechte“ zu nennen, ist bei Büchner unzweifelhaft durch das damals schon sehr eifrig von ihm betriebene Studium der französischen Revolution angeregt worden. Aus dieser Gesellschaft und aus der Feder Büchner's ging die schärfste der damals erschienenen Flugschriften, der „Hessische Landbote“, hervor, auf den wir zurückkommen werden, und der verbreitet wurde, nachdem

Weidig bereits früher fünf Nummern des „Leuchters und Be-
leuchters für Hessen“ in die Welt gesandt hatte.

Unterbrochen wurde diese revolutionäre Thätigkeit Büchner's
durch eine plötzliche und heimliche Reise desselben nach Straß-
burg am Ende des Monats März, wohin ihn Sehnsucht und
Angst um seine plötzlich erkrankte Braut getrieben hatten. Von

Straßburg schrieb er an seine Eltern und entdeckte ihnen das
bisher verheimlichte Verhältniß, wobei er seine Gemüthsstimmung
in Gießen so beschreibt: „Ich war im Aeußeren ruhig, doch war
ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die politi-
schen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit
Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und



Der einzige Freund. (Siehe Seite 24.)

einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen. Ich
komme nach Gießen in die niedrigsten Verhältnisse, Kummer und
Widerwillen machen mich krank.“ — Die Einwilligung der beider-
seitigen Eltern in die Verbindung erfolgte, und Büchner kehrte
ins elterliche Haus nach Darmstadt zurück, um die Osterferien
da zuzubringen. Diese Ferienzeit benutzte er, um in Darmstadt

eine Zweiggeseellschaft der „Gesellschaft der Menschenrechte“ zu
gründen. Sie bestand meistens aus jungen Bürgersöhnen und
erhielt später durch Büchner ihre Instruktionen von Gießen, lernte
jedoch die höheren Leiter nicht kennen.

Nach Gießen zurückgekehrt, ging Büchner auf dem betretenen
Wege weiter, und namentlich waren es jetzt der Druck und die

Verbreitung der oben genannten Flugschrift, die ihn beschäftigten. Zu gleicher Zeit bemühte sich Weidig, indem er Verbindungen zwischen den damals noch vereinzelt Bestrebungen herstellte, der Bewegung mehr Einheit und Kraft zu geben. Büchner's Schrift wurde ihm im Manuscript durch Becker gebracht; er billigte sie in ihren Haupttheilen, änderte Einiges daran, setzte Anderes hinzu, gab ihr den Namen „Hessischer Landbote“ und beschloß den Druck derselben; worauf im Anfange des Monats Juni 1834 Büchner mit Schütz nach Offenbach reiste, um sie dort der geheimen Presse zu übergeben. Büchner war über die Veränderungen, die Weidig vorgenommen hatte, sehr aufgebracht, wollte die Schrift nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß Weidig ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt, durchgestrichen habe. Ueberhaupt vertrat er sich mit Weidig schlecht; einer seiner Freunde und Mitangeklagten sagte vor dem Untersuchungsrichter über dieses Verhältniß aus (S. Köllner 1c.):

„Weidig war in Allem der Gegensatz zu Büchner; er (W.) hatte den Grundsatz, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brennen solle; er war unter den Republikanern republikanisch und unter den Constitutionellen constitutionell.“

Büchner war sehr unzufrieden mit dieser Maxime Weidig's und sagte, es sei keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe,

Gemüse und Fleisch zu essen habe. — Indessen konnte Weidig der Flugschrift seinen Beifall nicht versagen und meinte, sie müsse vortreffliche Dienste thun, wenn sie verändert werde. Dies zu thun, behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in der sie im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich von dem Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen die Vornehmen gesetzt sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen worden ist. Das ursprüngliche Manuscript hätte man eher als eine Predigt gegen den Mammon betrachten können, nicht so das letzte. Die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig.“

Und an einer andern Stelle:

„Ich erinnere mich, daß Büchner einst Streit mit Weidig über Wahlcensus hatte. Büchner meinte, in einer gerechten

Republik, wie in den meisten nordamerikanischen Staaten, müsse Jeder ohne Rücksicht auf Vermögensverhältnisse eine Stimme haben und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Pöbelherrschaft, wie in Frankreich, entstehen werde, die Verhältnisse des deutschen Volks und unserer Zeit verkenne. Büchner äußerte sich einst in Gegenwart eines Freundes sehr heftig über diesen „Aristokratismus“ des Weidig, wie er es nannte.“

Am 3. Juli veranstaltete Weidig auf der Badenburger bei Siegen zum Zwecke einer näheren Vereinigung und Besprechung eine Zusammenkunft Gleichgesinnter aus weiteren Kreisen, an der übrigens fast nur Siegener und Marburger sich betheiligten.

„Vor dieser Besprechung meinte Büchner“ (so sagt der Nämliche bei „Köllner“ aus), „daß man Gesellschaften errichten müsse; Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden mit einander bekannt mache und durch sie Flugschriften verbreiten lasse. Büchner hoffte auf der Badenburger seine Ansichten bei den Marburgerndurchzusehen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn später über die Sache sprach, sagte er mir, daß auch die Marburger Leute seien, welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmärchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten u. s. w. Es muß demnach auf dieser Versammlung die Rede davon gewesen sein, in welchem Geiste die Flugschriften abgefaßt werden müßten, und Büchner, welcher glaubte, daß man



Marat. (Das nach der Todtenmaske angefertigte Medaillon Bonvallet's.)

sich an die niederen Volksklassen wenden müsse, und der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburger seine Absichten nicht gebilligt gesehen haben, weil er über die Marburger sich so ungehalten äußerte.“

In demselben Monat Juli ging der „Landbote“ aus der Presse hervor und wurde im Auftrage Weidig's durch die Mitglieder der geheimen Gesellschaften verbreitet. Die Hauptstellen aus diesem merkwürdigen Altentstücke, dem eigentlich mehr eine soziale als politische Tendenz zu Grunde liegt, werden wir später mittheilen.

Das alte Peru.

(Schluß.)

So geschickt, wie als Goldarbeiter, waren die Peruaner in vielen anderen Gewerbsarten. Sie erzeugten metallene, steinerne und irdene Gefäße von geschmackvollen Formen, gewöhnlich Menschen- oder Thiergestalten darstellend. Die Zeugnisse hauptsächlich von den Frauen aus selbstgesponnenem Garn gewebt wurden, verstanden sie schön zu färben; auch waren häufig Figuren eingewirkt. Für die Inka gab es Prachtgewänder mit Gold- und Perlenstickereien. In der Malerei wurde gleichfalls Hervorragendes geleistet.

Die Landwirtschaft der Peruaner suchte ihres Gleichen. Man baute Mais, Reis, Kartoffeln und mancherlei sonstige Nahrungspflanzen, darunter die Coca, einen Strauch, dessen Nahrungsstoff enthaltende Blätter dem Kautabak ähnlich verbraucht wurden. Neben der Baumwollstaube pflegte man zahlreiche Obstbäume und trieb Blumenkultur. Aus Mais wurde Bier gebraut. Auch Arzneipflanzen kannte man. So ist z. B. die nunmehr weltberühmte Chinarinde peruanischen Ursprungs. Die Viehzucht war eigenthümlich, weil in ganz Amerika vor dem Auftreten der Europäer unsere Hausthiere, wie Pferde, Rinder etc. unbekannt waren. Einen ungenügenden Ersatz dafür boten die Vicunas, Alpacas und Lamas — kleinere Thierarten, die mehr ihrer Wolle als ihrer Brauchbarkeit halber zum Lasten-Fortbewegen, von Werth waren. Rechnet man nun noch die Unbekanntheit mit eisernen Werkzeugen hinzu, so begreift man kaum, wie trotzdem der Ackerbau zu so hoher Blüthe gelangen konnte. Wo es an Wasser mangelte, sorgte der Staat für praktisch durchgeführte künstliche Bewässerung. Auf irgend einem Berge wurde ein Reservoir angelegt, in dem sich Gebirgsbäche ansammeln konnten; von da zogen sich weitverzweigte Kanäle thalwärts.

Statt des in ungenügender Menge vorhandenen natürlichen Düngers wendeten die Peruaner Guano an. Auf Inseln in der Nähe der peruanischen Küste nisteten einstmals unzählige Vögel, die Berge von Dünger anhäufte. Es war streng verboten, sich zur Brutzeit diesen Inseln zu nähern, damit die Thiere nicht verschreckt würden, und daher war Guano stets ausreichend vorhanden. Jetzt wird damit in den Tag hineingewirtschaftet, und rückt der Augenblick immer näher, wo der letzte Spatenstich von der Guanomasse ausgehoben sein wird.

Die Organisation des altperuanischen Gemeinwesens war eine nahezu militärische. Je 10, 100 und 1000 Einwohner hatten ihre Vorstände; über jeder Provinz herrschte außerdem ein Statthalter; an der Spitze des Ganzen stand der regierende Inka, dem göttliche Verehrung gezollt wurde.

Die Gesetze waren einfach und wurden selten übertreten. Das Strafgesetzbuch kannte eigentlich nur fünf Paragraphen, deren Inhalt etwa folgender war:

1) Du sollst nicht müßiggehen! 2) Du sollst nicht lügen! 3) Du sollst nicht stehlen! 4) Du sollst nicht ehebrechen! 5) Du sollst nicht tödten!

Als Richter fungirten die höheren Regierungsbeamten, welche freilich nur nach Gutdünken Recht sprachen. Wurde Jemand zum Tode verurtheilt, so stürzte man ihn in eine Felsenklucht. Sonst kam Zwangsarbeit in Anwendung.

Eine Buchstabenschrift war den Peruanern nicht bekannt. Gleichwohl existirte ein Mittel zum Markiren von Worten und Zahlen; dies war auch durchaus originell. Man nahm Schnüre, statt der Buchstaben machte man Knoten. Das Instrument, welches dieser Manipulation diente, hieß Quipu und bestand aus einer 1—20 Fuß langen, ziemlich dicken Schnur, an welcher stärkere und schwächere Fäden von mannichfarber Farbe und Länge wie die Zähne eines Kammes befestigt und zu hundertfältigen Knoten verschlungen waren. Es existiren heute noch einige solcher sonderbaren Urkunden, welche keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die Kunst des Worteknüpfs schwieriger war, als das Schreiben der Neuzeit.

Nichtsdestoweniger besaß Peru eine nicht unbedeutende Lite-

ratur. Nicht allein Chroniken gab es, sondern auch eine Menge poetischer Erzeugnisse. Die Balladen und Dramen der Peruaner werden von den Kennern ihrer Sprache — der Quichua-Sprache, die man als äußerst klangreich rühmt, mit wahrer Begeisterung besprochen, und man muß gestehen, daß sich dieselben vor der modernen Poesie durchaus nicht zu verstecken brauchen. — Auch kannten die Peruaner eine Art von Guitarre, Tinha genannt, ferner Flöten, Trommeln und Castagnetten. Das ganze Volk war ehebem für Musik und Gesang sehr eingenommen. Heute noch hört man die Indianer Perus bei ihren Arbeiten oder Wanderungen singen, nur wiegt die Schwermuth vor, weil ihre Lieder Klagegesänge sind um die vergangene Herrlichkeit.

Die Zeitrechnung der Peruaner gliedert sich im Wesentlichen der unsrigen. Das Jahr war in 12 Monate eingetheilt und nahm mit der Sommer Sonnenwende, welche in Peru auf den 22. Dezember fällt, seinen Anfang. Die Namen der Monate waren den natürlichen Eigenschaften der betreffenden Zeitabschnitte entsprechend, ähnlich wie beim Kalender der französischen Republik. Wöchentliche Ruhetage scheint es nicht gegeben zu haben, dagegen wurden zu verschiedenen Zeiten des Jahres großartige Festlichkeiten mit vorwiegend religiösem Charakter veranstaltet, an welchen das ganze Volk Antheil nahm. Ebenso waren gewisse Tage zur Vornahme wichtigerer Handlungen bestimmt. So wurden beispielsweise alle Ehen an einem und demselben Tage abgeschlossen. Vor versammeltem Volke erschienen da die Brautpaare bei dem Statthalter und dieser erklärte sie für Ehegatten. Es bestand also eine Art Civilehe.

Die meisten Feste wurden am feierlichsten in der „heiligen“ Landeshauptstadt Cuzko begangen, woselbst in der Regel ungeheure Volksmassen zusammenströmten. Ueber die peruanische Religion ist nicht viel zu sagen; sie lief hauptsächlich auf einen Cultus der Sonne hinaus, welche man als die gütige Spenderin aller Erdschätze betrachtete.

Cuzko liegt, gleichsam als wollte diese Stadt auch durch ihre Lage beweisen, daß sie das Centrum des Staates sei, ziemlich mitten im Lande, etwa 11,000 Fuß über dem Meerespiegel in einem reizenden Hochthale. Die Temperatur ist trotz der Nähe des Aequators eine sehr angenehme. Von Cuzko aus führten gute Straßen strahlenförmig nach allen Richtungen bis an die Grenzen des Reiches. Die Pracht der vielen Paläste, Tempel und sonstigen Staatsgebäude wird als jeden Begriff übersteigend geschildert. Dem Mittelpunkt der Stadt schlossen sich regelmäßig gebaute Wohnhäuser, die in geradlinigen Straßen angelegt waren, an. Die Anzahl der Stadtbezirke entsprach der Anzahl der Provinzen, und in jedem Stadtviertel wohnten die Angehörigen einer Provinz. Durch Abzeichen an der Kleidung unterschieden sich die Provinzialen von einander, so daß die Hauptstadt in äußerlich wahrnehmbarer Weise im Kleinen die verschiedenen Stämme des ganzen Reiches repräsentirte. Das Leben gestaltete sich zu einem sehr bunten und bot besonders bei Festlichkeiten ein äußerst malerisches Aussehen.

Die sozialen Zustände, welche damals geherrscht haben, waren jedenfalls in vielen Stücken besser, als in den meisten anderen Ländern des damaligen Zeitalters.

Was gegenwärtig in Peru „Ordnung“ heißt: die infamste Pflasterwirtschaft unter republikanischer Firma, steht zweifellos den Verhältnissen des alten Peru nach. Die Einwohnerzahl ist zurückgegangen, da man die Indianer in langjähriger Sklaverei und durch Gewaltakte zu Grunde gerichtet hat. Viele sind in die Wälder entflohen, wo sie ein kümmerliches Dasein führen; nur ein kleiner Bruchtheil bekundet noch gegenwärtig, weld ein intelligenter Menschenschlag diese Nothhüte waren. Die Hoffnung, daß die goldenen Zeiten der Vergangenheit je wiederkehren werden, wie sie von den Indianern gehegt wird, ist allerdings eine eitle, aber gleichwohl wird der Tag kommen, wo die Sonne Perus wieder glückliche Menschen bescheint, der Tag, an dem die Ketten aller Knechtschaft fallen werden.

Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

I.

„Ist das heuer eine wüste Sylvesternacht,“ bemerkt feufzend die Mutter, indem sie einen furchtsamen Blick hinunter nach dem dunklen Gäßchen richtet, aus welchem ein wildes Lärmen heraufstönt.

„Wißt, recht wußt,“ flüstert auch die Tochter und sucht beim Schimmer der Lampe den Faden, der ihr beim plötzlichen Erschrecken entschlüpft war, in das Nadelöhr zurückzuführen.

„Wenn doch diese ausgelassenen Menschen wüßten, wie ganz anders den Menschen zu Muth ist, an deren Fenstern sie vorüber schwärmen, es würde Manchem wohl der Uebermuth vergehen,“ bemerkt die Mutter weiter und blickt mit besorgter Miene von ihrem erhöhten Sitze am dunklen Fenster hinüber nach dem erleuchteten Tische.

„Es ist nicht immer der Uebermuth,“ entgegnet der Vater, indem er für einen Augenblick seine Feder ruhen läßt: „Mancher dieser Sylvesterschwärmer schreit zu dieser Stunde den lang zusammengepreßt gehaltenen Schmerz eines ganzen Jahres aus. Wußt' ich doch manchmal selbst nicht, als ich noch jung war, wie ich auf andre Weise die Sorgen aushauchen sollte, die mir die Brust belasteten. Nur mit der Zeit wird man ergebungsvoller, man schluckt da mehr in sich hinein, aber wohler wird Einem dabei nicht.“

„Ob denn nicht das neue Jahr sich freundlicher für uns gestalten wird?“

„Diese Frage warfst du schon in mehr als einer Sylvesternacht auf, und das ganze darauf folgende Jahr gab die Antwort.“

„Aber so muthlos, wie heute, sprachst du noch nie.“

„Ich fühlte mich auch niemals so ermüdet.“

„Du muthest dir zu viel Anstrengungen zu, gön' dir doch nur die nöthigste Rast.“

„Rast ist unter gegenwärtigen Umständen bei uns gleichbedeutend mit Tod.“

„Und so arbeitest du dich zu Tode.“

„Es mag wohl so sein, aber nur im Arbeiten leuchtet mir Hoffnung. Wer im Strome schwimmt, muß ringen, um oben zu bleiben; wenn die Glieder nachlassen, schlagen die Wellen über dem Schwimmer zusammen, und das rettende Boot kann ihn nicht mehr erreichen.“

Es ist ein niedriges, ziemlich einfach in seinem Hausgeräth erscheinendes Zimmer in der dritten Etage eines alterthümlichen Hauses mitten in der Residenz, in welchem dieses Gespräch geführt wird. Den schönsten Schmuck bildet die tadellose Sauberkeit, welche das Tageslicht so gut verträgt, wie die Beleuchtung durch die Petroleumlampe, die auf einem großen runden Tisch den Mittelplatz einnimmt und die Arbeit, die sich an demselben vollzieht, ausreichend hell beleuchtet. Drei Personen arbeiten da, ein älterer Mann mit sorgenbleicher Stirn, ein junges Mädchen, immer geneigt über den Stickerahmen, und ein Jüngling, der aus einem mit griechischer Schrift feinbedruckten Correcturbogen die Fehler herausschörigirt, welche die der Sprache unkundigen Setzer in nicht unbeträchtlicher Zahl begangen. Nur die Mutter sitzt entfernt am Fenster, ihre Augen vertragen das grelle Licht nicht mehr, und zum Stricken ist es ihr auch entbehrlich. Aber ihre Blicke können auch unausgesetzt von Einem zum Andern mit dem gleichen Ausdruck der Liebe und Besorgniß wandern.

„Ob unser Franz wohl heute Nacht glücklich ist?“ fragt sie nach einer kleinen Pause schwücherner Besorgniß, als sei sie sich bewußt, eine Frage höchsten Interesses für Alle anzuregen. Und in der That läßt selbst die fleißige Stickerin zeitweilig ihre zarten, weißen Finger ruhen und schaut theilnehmend die Mutter an.

„Wenn er doch glücklich wäre! keinen schöneren Lohn könnten unsere Anstrengungen finden,“ seufzt sie. „Aber ich weiß, der Gedanke an uns, an unsere Mühen und Sorgen raubt ihm die fröhliche Stimmung, die ihn so lebenswürdig erscheinen ließ und die er niemals nöthiger brauchte als jetzt, am Wendepunkte seines ganzen Lebens.“

„Franz wird so schwermüthig nicht sein,“ tröstet der Vater. „Die Jugend hat das vor uns voraus, daß sie sich trotz schwerster Sorgen dem Augenblick des Glücks voll und ganz hingugeben vermag, während wir schwerfälligen Alten mitten im schönsten 'Heute' an das traurige 'Gestern', wie an das drohende 'Morgen' zu denken nicht unterlassen können. Und dieses 'Morgen' stand mir noch nie mit so düsteren Farben vor Augen. Bei allen Anstrengungen sind wir doch nicht im Stande gewesen, so viel zu erringen, um den Anforderungen unseres schlimmsten Quälgeistes gerecht werden zu können, obwohl unsere Kräfte nun bald ganz erschöpft sind.“

„Das wird jener Mensch auch sicherlich anerkennen,“ meint die Mutter beschwichtigend.

„Er? anerkennen? was anerkennt er? Baare Zahlung anerkennt er, alles Andere nennt er leere Redensarten.“

„Er ist doch auch ein Mensch, kein Vampyr.“

„Ein Vampyr? nein, ein Vampyr ist er nicht; ein Vampyr, wie ihn die Fabel schildert, begnügt sich, einem Wesen alles Blut bis auf den letzten Tropfen auszusaugen, aber dieser Mensch begnügt sich nicht mit unserm Herzblut nur, er bedroht Alles, sogar unsere Ehre.“

„Es läßt sich doch mit ihm sprechen.“

„O, ich habe wohl nicht mit ihm gesprochen? So lange ich gelebt, habe ich mich nicht so vor einem Menschen gedemüthigt, nicht vor unserm Minister; und er, was thut er? er lächelt mit seinem kalten, gleichgiltigen Lächeln, als brächte man kindisches Zeug vor, wenn man von Schweiß und herzbedrückenden Sorgen spricht. Zu einem solchen Menschen zu gehen, das gleicht einem Gang zur Richtstatt, — ein trauriger Neujahrsgang!“

„So geh' ihn nicht, Vater, wer kann dich zwingen?“ ruft der Jüngling und wirft, unwillig aufspringend, die Feder auf den Tisch.

„Nicht hingehen, Richard! Bedenkst du wohl, daß mein Gehen Glück, Ehre, Existenz und vielleicht gar das Leben deines Bruders zu retten hat?“

„Verzeihe; ich kann es nicht anhören, Vater, daß du, ein würdiger, verdienstvoller, in Ehren ergrauter Beamter unseres Staates, dich beugen sollst vor einem Glenden, der nicht werth ist, dir die Schahriemen aufzulösen; beugen sollst bloß deshalb, weil du Forderungen nicht erfüllen kannst, die zum Himmel schreien ob ihrer Ungerechtigkeit! Hat er doch dreifach schon zurückgezahlt erhalten, was er dargeliehen; was er noch verlangt, sind unerhörte Wucherzinsen. Wir geben sie ihm, ja, wir wollen sie ihm geben, denn wir haben sie einmal versprochen, aber er soll nicht mehr als das Menschenmögliche verlangen, und vor allen Dingen soll er nicht beanspruchen, daß sich um dieses elenden Geldes willen Menschen vor ihm demüthigen, die in jeglicher Beziehung über ihm stehen.“

„Ach, leider nicht in jeglicher, nicht in der Beziehung, die heutigen Tages in erster Reihe steht,“ seufzte der alte Mann, indem er sinnend sein ergrauendes Haupt in die aufgestützte Hand sinken ließ. „Zu meiner Zeit glückte sich Alles besser aus, da wurden noch Leute reich, oder nach meinem Maßstabe wenigstens wohlhabend, wenn sie etwas Tüchtiges leisteten; zu meiner Zeit achtete man auch noch Verdienste, wenn sie sich auch nicht gleich in preußisch Courant ausdrücken ließen, wie's ja auch beim Gelehrten und Künstler sich gar nicht thun läßt. Es ist wohl gut, daß man jetzt nicht mehr der vornehmen Geburt so viel Rechnung trägt — daß man aber an Stelle dessen die Achtung vor dem Geldebeutel gesetzt hat, ist wohl kein Fortschritt in der Civilisation. Und welche Rechte stehen ihm heutzutage zu? Was ist dieser Rinaldowsky, um dessentwillen sich vier Mitglieder einer Familie von Fünfen in der Sylvesternacht ins neue Jahr hinüberquälen müssen? Was bedeutet er dem Staat, der Gesellschaft? Was leistet er ihr? Ohne selbst etwas Nützlichliches leisten zu können, nützt er mit dem — auf Gott weiß welche Weise — zusammen-

gescharrten Kapital die Arbeit Anderer auf das Rücksichtsloseste aus, lebt er von der Arbeit fleißiger Hände und vernichtet Menschen, wenn sie nicht mehr auszunutzen sind. Wie Viele, die sich auf gesetzliche Weise nicht mehr zu erhalten wußten, hat er dem Staatsanwalt in die Hände gespielt; die Hilfe des Gerichts ist ihm gesichert gegen seine unglücklichen Schuldner, und mehr als Einen hat er schon zum Selbstmord getrieben. Wir aber arbeiten uns schon seit zwei Jahren fast zu Tode, um einer Schuld willen, die unser unerfahrener Franz für einen verzweifelnden, innigst geliebten Freund zu verbürgen sich gebrungen fühlte. Er dachte nicht daran, daß beim unglücklichen Ausgang wir, Vater, Mutter und Geschwister ihn nicht rettungslos sinken lassen würden, daß wir demzufolge die eigentlichen Opfer wären. Und so sind wir's seit zwei Jahren bis daher, und noch ist's nicht zu Ende."

"Aber so wollen wir doch endlich aufhören," rief der Jüngling, "die Schuld ist doch mehr als reichlich bezahlt, wer kann mehr verlangen? Die Schwester verbringt ihre Jugend, die Mutter ihre letzten Lebensstage, du selbst, armer Vater, den letzten Rest deiner Kraft, von mir soll nicht die Rede sein."

"Du denkst nicht an den Ehrenschein, Richard, der Ehrenschein ist noch nicht eingelöst," bemerkte der Vater vorwurfsvoll.

"Der Ehrenschein, der Ehrenschein, er spricht von einer Schuld, die ehrenvoll bereits bezahlt ist."

"Nach unserem Urtheile wohl, nicht nach der Ansicht des Offiziercorps und des Kriegsministeriums."

"Wöchte doch Franz den Abschied nehmen immerhin."

"O, hätte er ihn doch schon längst genommen, er hat Kenntnisse genug."

"Die Ehre, Offizier zu sein, ist, mein ich, solcher Opfer gar nicht werth," zürnte der Student.

"In meinen Augen auch schon längst nicht mehr, auch nicht in Franzens Augen mehr. Aber doch hängt sein Lebensglück

davon ab. Muß er seinen Dienst unter solchem Verhältniß quittiren, verliert er alle Hoffnung auf Jessy's Hand."

"Und das wäre dann doch kein Unglück."

"Es wäre sein Tod," rief der ernste Vater und erhob sich.

Der Jüngling wurde ernster, meinte aber dann doch: "Wie lange hat uns diese Aussicht schon hingefristet. Sie ist reich, sehr reich, für sie ist Alles, was uns so schwere Sorgen und Mühen verursacht, eine Kleinigkeit. Wenn sie ihn wahrhaft liebt, wie leicht kann sie ihn erlösen."

"Sie kann nicht, Richard, es geht nicht. Es ist ein ganz eigenes Ding, es scheint dir leicht, und es ist doch so schwer, merkwürdig schwer, bald unmöglich. Der Gatte kann von der Gattin Alles verlangen, ein armer Bräutigam von der reichen Braut ehrenhalber nichts, das ist die Convenienz, die laubläufig geltende Ansicht vom Anstand. Und diese ist auch etwas, was wie ein Verhängniß erscheint und wirkt. Wenn nicht vor reichlich einem halben Jahre die Badereise das Fräulein auf Verlangen und Wunsch der Mutter entführte, läge wahrscheinlich die Hochzeit jetzt schon hinter uns und mit ihr unsere Sorgen. Nun, wir haben auch das überstanden, nahe ist auch jetzt wieder das Ende unserer Pein. Nun möge es mir nur diesmal noch gelingen, unsern Peiniger zu beschwichtigen, dann haben wir das schwere Ziel erreicht, unser theures Kind trotz aller Gefahren in den Hafen seines Glückes zu lootsen. Dieser Gedanke wird mich morgen aufrecht erhalten, wenn ich den schweren Gang gehe. Nun aber, meine Lieben, laßt endlich eure müden Hände ruhen, was ihr jetzt noch schaffen könntet, wäre weder so gut, noch so viel, als ihr nach einem erquickenden Schlummer leisten könnt. Gute Nacht!"

"Gute Nacht und besseres Glück im Neuen Jahr!" rief auch die Mutter, und Alle suchten bereitwillig das Lager auf, auf dem sich der beste Freund des fleißigen Arbeiters, der Schlaf, nicht lange erwarten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der alten und der neuen Welt.

Marat, „der Volksfreund“ (hierzu das Bild S. 21), dieser bestgehaßte und, wenn wir die Hebertisten ausnehmen, bestverleumdete Vorkämpfer des revolutionären Frankreich, wurde bekanntlich am 13. Juli 1793 von Charlotte Corday erstochen. Das Messer drang tief in den rechten Lungenflügel ein und durchschnitt die Schlagadern, so daß der Tod fast augenblicklich erfolgte. Auf Befehl des Convents und der Commune fertigte der Bildhauer Bonvallet die Todtenmaske des Ermordeten an, während der Maler David den im blutigen Bade liegenden Leichnam malte. Nach der Todtenmaske wurde das Medaillon hergestellt, dessen Abbildung*) wir bringen. Die nächste Nummer der „Neuen Welt“ wird ein Facsimile (Autograph — Handschrift) Marat's enthalten.

*) Ein Blick auf dieselbe zeigt, wie mangelhaft die gewöhnlichen Portraits des großen Volkstribuns sind.

Der einzige Freund. (S. d. Bild S. 20.) Einsam sitzt Conrad, der alte Jäger, in seiner Waldhütte. Die Frau schlummert seit drei Jahren auf dem Friedhof des Dorfes dort unten. — Sie war immer ferngejund gewesen, da kam der „heilige Krieg“, und das einzige Kind, der Wilhelm, der sich vor Kurzem als Tischlermeister in benachbarten Städtchen etablirt hatte — der Stolz und die Hoffnung der Eltern — wurde in „Königs Rod“ gesteckt und mußte mitziehen über den Rhein. Wie frampste das Mutterherz sich zusammen bei der Nachricht von den ersten „glorreichen Schlachten“! Doch der Wilhelm hatte Glück — keine Kugel traf ihn, und er schrieb alle Wochen mindestens einmal. Als nun auch Sedan glücklich überstanden war, athmete die Mutter wieder auf. Jetzt hatten wir ja Frieden! Die Mordarbeit war zu Ende! Grausame Täuschung. Der Krieg fing erst recht an, der Krieg gegen das französische Volk. Und im Winter — und was für ein kalter, unbarmherziger Winter es war, fast so unbarmherzig wie die Menschen, die einander auf Commando todtschießen — blieben die Briefe plötzlich aus. Das Gemüth an der Loire und vor Paris war gerade im besten Zuge. Eine Woche verging ohne Brief. Die zweite Woche. Endlich die dritte brachte einen Brief, nein eine einfache Postkarte: die Mutter, welche den Briefboten von weitem gesehen hatte, eilte ihm entgegen, riß ihm die Karte, die er mitleidigen Blickes ihr hinhielt, aus der Hand und — brach mit einem Schrei ohnmächtig zusammen. Ihr Mann war noch schnell genug herbeigesprungen, um sie aufzufangen. In der Hand hielt

sie die Unglückskarte: „Ihr Sohn Wilhelm wurde im Gefecht vor 14 Tagen schwer verwundet und ist heut im Hospital gestorben.“ — Die Mutter erholte sich nicht mehr — nach anderthalb Jahren folgte sie dem Sohne nach. Der alte Conrad aber steht einsam in der Welt, „ein entlaubter Stamm“; er ist menschlicher geworden, sein „einziger Freund“ und Gesellschafter ist der Hund, den Wilhelm ihm großgezogen. Und wenn er dem Caro in die treuen Augen blickt, wie unser Bild es uns zeigt — eine Wunde an der Hand hat den gebrechlich werdenden Mann ans Zimmer gebannt — dann denkt er oft: Welche Thoren die Menschen doch sind! Heutzutage ist der Mensch des Menschen Feind. Kein Thier ist dem Menschen so feind als der Mensch. Wann wird die Zeit kommen, wo die „heiligen Kriege“ aufhören und der Mensch des Menschen Freund ist? —

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Italienisch.)

Bisogno, che 'l povero mantegna il ricco.

Erhalten hat bis heut den Reichen

Der Arme, meinend, daß es nöthig sei;

Doch diese Meinung seh' ich weichen,

Bald ist's mit dem Erhalten auch vorbei!

I pastori per rubar le pecore, si mettono nome:
orsi, lupi e sassi.

Gar manches Schaf, das gestohlen wird,

Das stiehlt im Namen des Wolfs der Hirt.

Biasimaro Principe, è pericolo; lodarlo è bugia.

Gefährlich ist es, einen Fürsten schelten;

Und wer ihn lobet, will als Lügner gelten.

Ove non è egualità, mai perfetto amor sarà.

Wo Gleichheit fehlet, niemals man

Vollkommene Liebe finden kann.

(Wird fortgesetzt.)